

Paul M. Zulehner **(Sehn)Sucht. Ein spirituelles Essay.**

Es wird kein wissenschaftlicher Grundlagenbeitrag. Auch kein Ratgeber, weder für Süchtige noch für solche, die sie therapieren. Vielmehr sind es spielerisch entworfene Mutmaßungen. Eine Art spirituelles Essay. Es erhebt keinerlei Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Vielleicht treffen die vorgetragenen Gedanken nur für mich selbst zu und offenbaren mehr über mich als sie für andere hilfreich sind. Doch könnte es durchaus sein (ein wenig erhoffe ich es sogar), dass dieses spirituelle Essay auch bei anderen etwas zum Schwingen bringt. Wie immer auch: Mir war es das Risiko wert, meine Gedanken zu diesem letztlich nicht klärbaren Thema- zunächst lange widerstrebend - niederzuschreiben. Dass ich dann, nach dem Verfassen, den Beitrag an die Redaktion, die ihn erbeten hatte, abgeschickt habe, finde ich rückblickend mehr als mutig. So sei's denn.

Ursehn

Der französische Psychotherapeut Jacques Lacan hat es mir mit seiner Definition des Menschen schon vor Jahren angetan. Zwei Wörter der gerade bei diesem Thema so wohltuenden französischen Sprache bemüht er, um das unauslotbare Geheimnis des Menschen einzufangen: *desir* und *manque*.

Desir meint Sehnen, Auslangen, Aussein. Das deutsche Wort Sehnsucht klingt dagegen viel dunkler. Das Wort *desir* ist musisch, tänzerisch und bedächtig in einem, macht den Menschen zu einer Melodie der „leise flehenden Lieder“ (Franz Schubert), klingt wieder in „Schöne Nacht, Du Liebesnacht“ (Jacques Offenbach), und tönt selbst aus dem leidvollen „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide“ (noch einmal Franz Schubert in der Vertonung des Liedes der Mignon von Johann Wolfgang von Goethe). Vielleicht sind Poesie und Musik (neben der Religion) die besten Kundschafter dieses *desir* und können es auch in Annäherung zum Ausdruck bringen. Ein Grundmerkmal des *desir* ist, dass es nicht in die Raumzeit passt. Es ist ohne Maß. Ihm eignet Ewigkeit und Unendlichkeit. Ständig ufert es aus.

Für Lacan hat das zur Folge, dass das helle *desir* durch ein zu erleidendes *manque* stets verschattet ist: die Entbehrung, das unerfüllt Bleiben. Wer kennt nicht solche Erfahrungen: Die Lebensrechnungen bleiben letztlich offen. Jede und jeder ist nach mehr aus, als stattfindet. Wir leben mit einem ständigen utopischen Überschuss an Träumen und Wünschen. Der Theologe Karl Rahner benennt solche Erfahrungen und deutet sie kühn als „Erfahrungen der Gnade“ (Rahner, Karl: Erfahrung des Heiligen Geistes, in: Schriften 13, 1978, 226-251, hier 239-242. Auch: Karl Rahner in Zulehner, Paul M.: Denn Du kommst, Ostfildern 2002, 83)

Die christlichen Theologen haben für diese doppelgesichtige Erfahrung des *desir* und seines es ständig begleitenden *manque* eine alte biblische Deutung zur Hand. Maßlos ist das Sehnen des menschlichen Herzens, weil es von seiner Grundorientierung an seinem Ursprung kündigt. Seine Herkunft aus einem Lebensquell wird erinnert, der in der Menschheitsgeschichte mit dem Namen

Gottes belegt worden ist. Ein jüdischer Theologe, nicht so sprachschüchtern wie unsere postaufgeklärte Theologie, redet unbekümmert von einer Sehnsucht des maßlosen Gottes nach dem Menschen, die sich in der maßlosen Sehnsucht des Menschen nach Gott widerspiegelt. Dass also das *desir* in unserer Lebenserfahrung immer unerfüllt bleibt und unter dem *manque* leidet (es ist letztlich ein Leiden an der Endlichkeit angesichts der verkosteten Unendlichkeit des *desir*): Könnte dies gar eine charmante Art Gottes sein, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten?

Es gibt freilich auch Versuche, diese Ratlosigkeit „atheistisch“ aufzulösen. Mit Erfolg? Henri Lefebvre, französischer marxistischer Soziologe, Intellektueller und Philosoph, verwies in seiner Kritik des Alltagslebens (1955) auf jene Momente, die (vereinzelt und selten) ins Leben eingestreut „vorkommen“, also in diesem gleichsam auftauchen, ohne herbeigezwungen werden zu können. Diese Momente ließen sich auch Feste nennen. Er zählt dazu gute Arbeit, die Liebe, das Erkennen, das Spiel. Typisch für sie sei, dass sie aus der Raumzeit herausragen. Sie sind eine Erfahrung von Tiefe und Intensität, von Leben pur. Den Menschen, dem sie zufallen, ergreifen sie so sehr, dass er Hütten bauen will auf dem Berg der Verklärung. „Wenn Du zum Augenblicke sagst, verweile doch, Du bist so schön“ (so Johann Wolfgang von Goethe im *Faust*), dann ist einem ein solches Lebensfest widerfahren. Aber, so Lefebvre wie auch Lacan, die Momente „scheitern“. Der Mensch muss vom Berg der Verklärung herab in die Niederung seines Alltagslebens. Aber die in diesen versöhnten Alltag eingestreuten Momente erhalten ihn lebendig: Indem er sich an diese Fest zurückerinnert, sehnt er sich nach neuen solchen Festen.

Von Lefebvre können die Gottesanhänger lernen. Denn der Atheist hat nichts in der Hand als dieses Leben. Er ist nicht in Gefahr, die Welt als Ort der Enttäuschung einer Gottessehnsucht zu verachten und womöglich die eingestreuten Erfahrungen in Liebe, Arbeit, Erkennen und Spiel „abzutöten“, damit diese Gottessehnsucht nur ja ihr Ziel nicht verfehlt. Aber könnte nicht auch derjenige, der Gott nicht gläubig herglaubt, sondern religiös unmusikalisch weggläubt, vom Gottesanhänger lernen, dass selbst die Erfahrungen der Liebe, der Arbeit, des Erkennens und des Spiel nur Ahnungen sind von einem Leben, das aussteht, also Spuren eines in dieses Leben schon hereinragenden Himmels?

Vertröstung aufs Diesseits

Lefebvre scheint aber dem Livedesign der Mehrheit der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen mehr zu entsprechen als die Poesie des Königs David, der auf einer Wallfahrt in den Tempel dichtete „Gott du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir!“ (Psalm 63). Nicht mehr die Vertröstung auf das Jenseits macht unserer Kultur zu schaffen. Vielmehr ist es eine gegenläufige Vertröstung auf das Diesseits, die kulturell dominant ist.

Marianne Gronemeyer hat in ihrer Analyse modernen Lebens diese Form „Leben als letzte Gelegenheit“ (Darmstadt 1993) bezeichnet. In den überschaubaren 90 Jahren – und nur diese werden dem Lebensentwurf zugrunde gelegt – suchen immer mehr optimal leidfreies Glück: und das in

Liebe, Arbeit und Amüſement. „Optimal leidfreies Glück“ ist letztlich eine säkulare Chiffre für die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Diese ist nicht gänzlich erloschen, eher schon verschüttet: In den lauten Frequenzen des Alltags ist die leise Musik Gottes nicht zu hören. Aber weil das Paradies, der Himmel, modernen Zeitgenossen verschlossen zu sein scheint (ist das aber auch wirklich der Fall?), leiten sie die Himmelssehnsucht auf die Erde um.

Das zwingt zu einer Lebensart, die geprägt ist von Lebenshast, Anforderung und Überforderung; die Angst zu kurz zu kommen, dominiert; und diese Angst entsolidarisiert uns voneinander, weil die/der Andere (Lebenspartner, Fremde, Völker) zur Rivalin/zum Rivalen meines erhofften Glücks wird.

Solche Lebensart ist auch nicht frei von Gewalt, sondern trägt in sich ein enormes gewaltträchtiges Potential: Gewalt gegenüber sich selbst (etwa im Sinn massloser Ausbeutung hin bis zum kollabierenden burnout), subtile oder offene Gewalt anderen gegenüber; auch die Umwelt bleibt von solch destruktiver Gewalt nicht unverschont. Die erbsündliche Formel lautet: Wer das Glück erzwingen muss, erliegt leicht der Gewalt.

Könnte also in diesem „Leben als letzte Gelegenheit“ nicht eine der heute intensiv sprudelnden Hauptquellen der Sucht liegen? Nicht irgendeine Sehnsucht kippt, sondern die Ursehnsucht des Menschen. Ihre Maßlosigkeit wird an Mäßigem festgemacht. Die solchem Lifedesign eingeschriebene Unstillbarkeit treibt immer mehr an. Kommt die Täuschung hinzu, dass durch die immer raschere Wiederholung doch der Durchbruch von der erlittenen maßvollen Tröstung der (Ur)Sehnsucht zur völligen Befriedung durch maßlose Erfüllung gelingt? Könnte also Sucht der vorhersehbar zum Scheitern verurteilte Versuch sein, auf Erden den Himmel zu ernötigen, inmitten der Raumzeit Ewigkeit und Unendlichkeit zu erleben? Aber wie kann Trinken, Kaufen, Essen, Internetsurfen mehr als Ahnungen kleiner Tröstungen bringen, die deshalb auch immer rascher abfolgen müssen, weil die Zwischenzeiten unerträglich werden? Die Suche nach der Erfüllung kann dann leicht in das Davonlaufen aus dem Leben kippen. Escapismus ist das Fachwort dafür, und heißt letztlich „das Weite suchen“. Die Flucht in das chemisch erzeugte Paradies der Droge ist der vielleicht tragischste, weil folgenschwerste Versuch eines solchen escape.

Die Weite suchen

Nicht alle suchen „das Weite“, einige vielmehr „die Weite“. Sie finden sich nicht ab mit der Flucht vor dem alltäglichem Leben und den letztlich enttäuschenden Versuchen, den Himmel auf Erden zu ernötigen. Sie laufen nicht weg von ihrem zunehmend banalen und unerfüllten Leben mit seiner unstillbar-ungestillten Sehnsucht. Sie sind nicht bereit, nach und nach auch ihre Sehnsucht zu ertränken und sich vor dem Tod im Nichtleben einzurichten. Sie halten es mit Marie von Ebner-Eschenbach: „Nicht jene sind zu bedauern, deren Träume nicht in Erfüllung gehen, sondern die, die keine mehr haben.“

Die zeitgenössische spirituelle Suche in säkularen Kulturen verdankt sich diesem Aufstand gegen die Flachheit, Banalität und Enge des modernen Lebens. Es ist gleichsam ein Aufstand zu Gunsten des desir. Der Widerstand gilt dem

Kleinmachen des Menschen, seiner Reduzierung auf die begrenzten alltäglichen kleinen Glücksmomente. Das Gefängnis der Endlichkeit wird gesprengt. Dies geschieht auf vielfältige Weise. Manche gehen den bewährten Weg des christlichen Glaubens, der wieder in Mode kommt: Das Antiquierte erweist sich als avantgardistisch. Andere versuchen, weil sie den Altkirchen (noch?) nicht trauen, asiatische Pfade und setzen auf Reinkarnation. Auf jeden Fall ist es der Versuch, den Menschen aus der Vertröstung auf das Diesseits zu befreien, davon buchstäblich zu erlösen und damit sein angeschlagenes und ermattetes Inneres zu heilen.

Es sieht nicht danach aus, als würden diese modernen spirituelle Pilgerinnen und Pilger (Daniele Hervieu-Leger), die spirituellen Wanderer (Christoph Bochinger) neuerlich auf eine Vertröstung aufs Jenseits setzen. Die Kunst heißt jetzt Balance: Achtsamkeit für die irdischen Spuren Glück und das Offenhalten für das ausstehende himmlische Glück. Dieser Balanceakt kann nur gelingen, wenn wir lernen, uns mit der Endlichkeit des Glücks in der Raumzeit – also auf dieser Erde, auszusöhnen, und dies unabhängig von der natürlich belangvollen Frage, ob mir die Gnade geschenkt ist, über den Tod hinauszuhoffen. Ein kluger Jesuit, Roman Bleistein (Die jungen Menschen und die alte Kirche, Freiburg 1972,75), hat diese Fähigkeit, das Endliche zu schätzen und das Fragment als Fragment zu verkosten, die „Tugend des Erbarmens“ genannt. Er hat das in einem publizierten Brief jungen Menschen am Beispiel der Liebe so nahegelegt:

„Wer liebt, sucht im letzten einen Gott,
d.h. einen, der ihn so erfüllt,
daß weder Maß noch Grenze vorhanden sind:
also Ewigkeit, Unendlichkeit.
Der eine Mensch verheißt dem anderen eine solche Erfüllung.
Welcher Mensch kann dafür einstehen?“

Die erste Tugend der Liebe heißt: das Erbarmen.
In ihm vergebe ich dem anderen,
daß er mein Gott nicht sein kann.“

Suchtheilung

Auf diesem Hintergrund kann die Hoffnung artikuliert werden, wie Menschen vor dem Kippen der Sehnsucht in Sucht gefeit und, was freilich schwerer ist, wie sie aus einer Sucht wieder in die Kraft der Sehnsucht zurückgeheilt werden können.

Beide Male scheint mir eine gediegene, erdige, leibhaftige Spiritualität, die in Berührung ist mit dem Menschen in seinen tiefen und maßlosen desirs, eine nachhaltige Rolle zu spielen.

Vorbeugend gegen Sucht könnte eine spirituelle Pflege der unverkümmerten Sehnsucht sein: einer Sehnsucht, die in ihrer Maßlosigkeit, ja im Terror ihrer Maßlosigkeit erfüllt und zugelassen wird; es zählt dann aber auch die Kunst dazu, Liebe, Arbeit und Amusement nicht vom desir, sondern deren Maßlosigkeit frei zu halten. Das hieße etwa in der Liebe, die moments und den Alltag der Liebe als Spuren eines Glücks zu erleben, das in seiner letzten Tiefe

und Weite noch aussteht, weil es letztlich nicht von dieser Welt ist. Von hier aus verdient der Andere auch ein Recht auf das begrenzte Maß, auf das Fragmentarische – im Positiven wie im Negativen, oder wie die Weisheit der alten kirchlichen Trauungsformel es sagt: „in guten wie in bösen Tagen“. Enthalten ist in einer solchen Kunst des Liebens das dem Anderen, der Anderen gewährte Recht auf Fehler, auf das wachstumsbestrebte Mittelmaß, das Recht auf Vergebung, kurzum, das Recht auf Menschlichkeit. All das wäre die Operationalisierung der von Bleistein empfohlenen Tugend des Erbarmens.

Umgekehrt: Ist einmal das *desir* in die Sucht gekippt – wäre es denkbar, auf dem Weg der Heilung die Vergeblichkeit zu erkennen, dass der Himmel nie auf Erden zu finden ist, und dass alles in dieser Lebenszeit unter dem Diktat des Leidens an der Endlichkeit steht. Das hieße aber auch, im „Varieté dieser Welt unsere Herzen dort zu binden, wo die wahren Freuden sind“, so ein Gebet aus der Liturgie der katholischen Kirche (die lateinische Version ist noch weitaus kraftvoller: „*ut in varietate huius mundi ibi fixa sunt corda, ubi vera sunt gaudia*“).

Es ist nicht die Aufgabe meines Essays, nähere Anleitung zu versuchen, wie man/frau zu einer solchen Spiritualität kommen. Sie läßt sich nicht einfach aneignen, sondern braucht Meisterinnen und Meister, zudem Menschen, die bereit sind Schülerinnen und Schüler bei solchen Meistern zu sein. Auch die Etappen solcher spirituellen Wege werden in allen großen Religionen gezeigt, bei den Sufis im Islam (Rumi) wie in der Deutschen Mystik des Christentums (wie Meister Eckhart, Teresa von Avila). Immer beginnt der Weg mit einem Gang in die Stille, um die leise Musik des *desir* (ist darin die Musik Gottes zu hören?) zu vernehmen. Es braucht innere Leere, Bedürfnisleere, die mit dem Ahnen von Größe und Würde, seinem letzten Geheimnis gefüllt werden kann. Auf diesem Weg mag sich ereignen, dass jemand wird, was er, was sie im Grund immer schon ist: eine wahrhaft Liebende, ein wahrhaft Liebender. Das würde einen Menschen von innen her erneuern und zu einer neuen Lebensart befähigen. (mehr dazu in: Zulehner, Paul M.: *GottesSehnsucht. Spirituelle Suche in säkularen Kulturen*, Ostfildern 2008. - *Werden, was ich bin. Ein spirituelles Lesebuch*. Zusammengestellt und herausgegeben von Paul M. Zulehner, Ostfildern 2008.)

Eine solche spirituelle Dimension ersetzt nicht die Weisheit moderner Suchttherapie. Aber umgekehrt: Wie sollte eine solche auf die spirituellen Ressourcen verzichten. Wäre das nicht im Sinn der Solidarität mit den Betroffenen fahrlässig?